

Die Liebe zu den zwei Säulen

Im vergangenen Jahr begeisterte der junge russisch-israelische Pianist **Boris Giltburg** seine Zuhörer mit einem Solorecital beim Klavier-Festival Ruhr. Kurz vor Veröffentlichung des Konzertmitschnitts gab er Christoph Vratz ein Interview.

Reichhaltig und komplex – für Boris Giltburg ist das Musikerleben so umfassend, dass er es kaum in Worte zu fassen vermag. Dabei ist er um keine Antwort verlegen, seine Aussagen sind anschaulich und nie oberflächlich. Schnell spricht er von der Magie, die sich einstelle, wenn er zum ersten Mal eine ihm unbekannte Partitur aufschlägt. Der erste Zugang ist „spielen und lesen, alle Aufnahmen vergessen, die ich eventuell einmal gehört habe“. Unverkrampt wolle er an die neuen Stücke herangehen, denn oft seien die Unterschiede zum Gehörten zu groß. Das sei auch für die Zuhörer im Konzert später eine Herausforderung: „Jeder kommt mit einer musikalischen Sozialisation ins Konzert. Damit meine ich: Es gibt Menschen, die ein Stück noch nie gehört haben, und dann solche, die ein bestimmtes Werk schon ein- oder mehrmals gehört haben und damit bestimmte Emotionen verbinden. Man erinnert sich automatisch an das Gehörte, kann es nicht absorbieren. Wenn dieses Stück nun im Konzert erklingt, findet eine Transformation statt – weg von dem, was

man vorher empfunden hat, hin zu dem, wie man das Stück jetzt in diesem Moment dargeboten bekommt.“

Begonnen hat Giltburgs Karriere im elterlichen Haus. Groß- und Urgroßmutter waren schon Pianisten, die Mutter ist Klavierlehrerin und gibt Boris daheim in Moskau den ersten Unterricht. Doch Russland wird nicht lange seine Heimat bleiben. 1990 verlässt die Familie Moskau und geht nach Israel, just nach den entscheidenden politischen Umwälzungen und der absehbaren Auflösung der Sowjetunion. „Wir waren keineswegs die Einzigen. In jenem Jahr haben insgesamt eine halbe Million russischer Juden Russland verlassen – es war eine Art von Massenemigration. Bei der Wahl des Zeitpunktes hat für meine Eltern sicher auch eine Rolle gespielt, dass ich ein Jahr später in die Schule kommen würde.“

Auch in Israel bleibt die Mutter Giltburgs Lehrerin; eine Musikschule im herkömmlichen Sinne hat er nie von innen gesehen. Bis zum Eintritt in die Universität hat er ausschließlich Privat-

unterricht genommen. „Es war alles sehr natürlich, ich hatte die Schule und meine Freunde und auch die Musik – aber sie hat mein Leben nie beeinträchtigt, sie stand nie im Konflikt zu einer normalen, freien Kindheit.“ Stärkeren (Zeit-)Raum beansprucht die Musik erst, als er dreizehn, vierzehn Jahre alt ist und später, während seiner sechs Studienjahre.

Magie stellt sich für Boris Giltburg ein, wenn er eine Partitur zum ersten Mal liest

Zwei Repertoire-Säulen haben Giltburg bis heute geprägt: die deutsch-österreichische und die russische Musik. „In meinen Konzerten versuche ich fast immer, beide Seiten im Programm abzubilden.“ Dabei beschäftigt ihn natürlich die Frage, wodurch sich diese beiden Felder unterscheiden. In erster Linie durch die Epochen: Das Herz der russischen Musik beginnt erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts zu schlagen; in der deutschen Musik sind zu diesem Zeitpunkt Bach, Mozart und Beethoven bereits passé. „Die russischen Komponisten haben dadurch mehr miteinander gemeinsam, von Mussorgsky über Tschaikowsky bis Skrjabin.“ Das hat Auswirkungen auf den Umgang mit der Form: „Eine Sonate bei Mozart hat ganz andere Ausprägungen als bei Schumann oder Brahms. Die formale Ausgangslage ist zwar dieselbe, aber ihre Ausgestaltung ist sehr unterschiedlich, gipfelnd bei Liszt.“ Außerdem ist die „Textur, für



Aktuelle CD

Edition Klavier-Festival Ruhr Vol. 28; Werke von Bach/Busoni, Beethoven, Tschaikowsky, Prokofjew; Boris Giltburg (2011); CAvi-music/HM CD 4260085532537



das Klavier zu schreiben, bei russischen Komponisten oft eine ganz andere, was auch mit der historischen Situation zusammenhängt. Die Klaviere um die Wende zum 20. Jahrhundert sind andere, auch die harmonische Sprache ist eine ganz andere.“

Was ihn am russischen Repertoire besonders beeindruckt, sind die großen Freiräume für die eigene Vorstellungskraft – in der deutschen Musik „reicht daran allenfalls Robert Schumann heran“. „Russische Musik fordert deine Imagination auf ganz andere Weise als beispielsweise Bach oder Brahms. Ich meine das keinesfalls wertend, nur beschreibend. Bei Beethoven etwa ist es äußerst schwierig, die richtige Balance zwischen ‚Kopf und Herz‘ herzustellen, es ist der vermeintliche Gegensatz zwischen strenger Form und Emotion.“ Grundsätzlich stehe ihm das russische Repertoire etwas näher, es sei „einfacher, weil ich die Sprache kenne, mit ihr aufgewachsen bin und auch in ihr die russische Literatur kennen gelernt habe“.

Zu den von Giltburg am meisten geschätzten Komponisten zählt Sergej Prokofjew. Dessen achte Sonate hat er sowohl 2006 bei seiner Debüt-CD gespielt wie auch bei der nun vorliegenden Aufnahme des Klavier-Festival Ruhr. Im Herbst wird beim englischen Label Orchid Classics eine Produktion von Prokofjews drei „Kriegs-Sonaten“ (Nr. 6 bis 8) erscheinen. „Jede dieser drei Sonaten stellt eine eigene Welt dar, auch in-

nerhalb dieser Werke. Man braucht sich nur den Übergang vom ersten zum zweiten Satz in der siebten Sonate anzuschauen.“ In der achten Sonate habe Prokofjew sich dann selbst übertroffen, so Giltburg, vor allem im ersten Satz: „Dieses Level an Inspiration, Struktur, Linienbildung – das ist einzigartig.“ Die sechste Sonate dagegen sieht er als die direkteste an – „hier schaut einem der Krieg unvermittelt ins Gesicht“ –, während die siebte mehr eine gewisse Furcht zum Ausdruck bringe, zumal sie auch den Terror innerhalb der Sowjetunion wiedergebe. „Die achte Sonate dagegen scheint objektiver, hier sind die Bilder aus der sechsten und siebten Sonate vergessen. Diese Art von Distanz verleiht dem Werk ein eigenes Gewicht. Für mich ist diese Sonate einer der Gipfel der gesamten Klavierliteratur.“

Als ich ihn gegen Ende des Gesprächs frage, inwieweit er als israelischer Pianist außerhalb seiner neuen Heimat auch als Botschafter jenseits der eigenen Kunst wahrgenommen würde, reagiert er etwas überrascht. So sei er noch nie wahrgenommen worden, und „von daher hatte ich dieses Gefühl bislang nicht – was auch daran liegen mag, dass ich oft als russischer Pianist angekündigt werde, auch wenn ich nun seit 22 Jahren in Israel lebe“. Dort fühlt er sich sehr wohl, aber schließlich sei die Musik „immer stärker und wichtiger als das Land, aus dem ich komme. Musik kennt keine Grenzen.“ Ein Satz, der auch von Daniel Barenboim hätte stammen können. ■

Zur Person

Boris Giltburg wird 1984 in Moskau geboren. Den ersten Klavierunterricht erhält er von der Mutter, auch nachdem die Familie nach Israel übersiedelt, sein Klavierstudium absolviert er bei Arie Vardi. 2006 erscheint bei der EMI seine Debüt-CD mit Solowerken von Mussorgsky, Prokofjew und Skrjabin. 2011 gewinnt er den Zweiten Preis beim Arthur-Rubinstein-Klavierwettbewerb in Tel Aviv.